

Rezensionen

ERIK BINDERVOET & ROBBERT-JAN HENKES: *Arthur Schopenhauer. Een oorlogsverklaring aan de geschiedenis*, Amsterdam (Uitgeverij Wereldbibliotheek) 1996, 205 S.

Sachen gibt's. Da kommen die beiden Herren Bindervoet und Henkes zur Universität (um welche es sich handelt, wird nicht verraten), um Geschichte zu studieren, und was treffen sie dort an? „Großmäuler, Hofnarren, Schwätzer, Dorfdeppen und Windbeutel“ (13), also den Lehrkörper, sowie den ganzen Fakultäts-Betrieb, der so eingerichtet ist, daß sich „Großmäuler, Hofnarren [...]“ darin wohlfühlen, woraus sich ergab, daß sich die beiden genannten Herren dort durchaus nicht wohlfühlten. Doch es geschah ein Wunder: „Wir stießen auf jemanden, der in allem das Gegenteil der Gilde war, die die Universität bevölkerte. Arthur Schopenhauer wurde unsere Rettung“ (14).

So beginnt die „Kriegserklärung an die Geschichte“, und es handelt sich durchaus um eine solche an die Geschichte im Allgemeinen; das Buch jedoch befaßt sich mit der Geschichte Schopenhauers, mit seiner Lebensgeschichte. Zunächst ist Geschichte eine Aufeinanderfolge bedeutungsloser Ereignisse (die das Wie, aber nicht das Was der Wirklichkeit zu erkennen geben), und sodann gibt es die Geschichtsschreibung, die über diese Banalitäten Bibliotheken produziert, alles und jedes in Schemata und Zusammenhänge zwingt und vor allem: *Legenden* hervorspinnt, die das „Was“, dessen Oberflächenphänomen die Geschichte ist, gänzlich zum Verschwinden bringen. Und hier ergibt sich sogleich etwas Interessantes: Die Geschichtsschreibung ist wie die Geschichte selbst – sie gibt nichts von dem zu erkennen, was sie zum Gegenstand ihrer Legenden macht, und die Legenden selbst wiederholen sich bis zur Bewußtlosigkeit; gelegentlich in neuen Varianten, aber immer: „eadem“. Dies wird hier, anhand der Literatur über Schopenhauer, demonstriert: Dutzende von Zitaten aus den gelehrten Traktaten der Schopenhauer-Biographen, bissig kommentiert, vermitteln einem schon den Eindruck, daß da ein enormer Unsinn zusammengefaselt wurde und wird. Arthur Hübscher wird freilich kaum erwähnt; ihn dürfte diese Kritik auch nicht betreffen.

Nach dieser etwas traurig stimmenden Einschätzung der Geschichte und ihrer Schreibung geht's allerdings richtig los, und was die Herren Bindervoet und Henkes zu Papier gebracht haben, ist ein Skandal für jedermann, dem die Seriosität (das gelehrte Gerede) der Schopenhauer-Forschung eine Herzensangelegenheit ist. Ein Feuerwerk wahrer und erfundener Szenerien und skurriler Einfälle, nie stattge-

funden habender bzw. phantasiereich ausgeschmückter Dialoge, mehr assoziativ als chronologisch-korrekt aneinandergereiht, zwischendurch immer wieder schallende Ohrfeigen für die Historiker, in einer unnachahmlichen (und wohl unübersetzba- ren) Sprache verfaßt – witzig, wortspielerisch, studentenjargonartig –, gelegentlich in Versform, dabei voll Sympathie für den großen Meister, dem es auch ganz und gar nicht leicht gefallen ist, sich durchs Leben zu schlagen und seine Mitmenschen sympathisch zu finden. Und – ich werde den Eindruck nicht los (sorry, heren, als ik me vergis), daß die beiden Herren gelegentlich zu dritt waren; daß da ab und zu eine Flasche Genever das Ihrige zur Inspiration beigetragen hat (Genever trinkt man in den Niederlanden, und er schmeckt, wenn man sich daran gewöhnt hat, recht vortrefflich). Leseprobe (die Übersetzung ist nicht ganz adäquat; ich versuche ja nur, den Ton zu treffen):

Dann eben nach Weimar. Dort paukte er sich unter Leitung des Philologen Passow für die Universität zurecht. Schon am 9. Oktober 1809 marschiert er mit der Büchertasche unter dem Arm zur ersten Medizinvorlesung, das Fach, für das er sich speziell immatrikuliert hatte. Auch dort schuftet er wie ein Bekloppter: „natur-, wis-, schei-, geschied-, genees-, ontleed- en taalkunde“ [also Physik, Mathematik, Chemie, Geschichte, Medizin, Anatomie und Sprachwissenschaft] waren seine Fächer. Gerade hatte er sich vorgenommen, alles in sich hineinzustampfen, gerade war er dabei, sich mit der Raserei eines wildgewordenen Allesfressers einen Pfad durch das Wissenschaftsgestrüpp zu hauen – da kommen ihm auf der Rennbahn seiner grauen Zellen zwei Geisterfahrer entgegen: Platon und Kant. Man darf dies nicht unterschätzen: Es ging nicht nur um zwei Bücher, die er las, sondern um zwei Offenbarungen, in denen alles zum Ausdruck kam, was er selbst schon vermutet hatte. Diese beiden waren wie zwei ostafrikanische Nashörner, die als ausgestorben gelten, bis man mit ihnen unversehens zusammenstößt. Das Unmögliche wird zur Wahrheit. Er sieht, wie sich das eine Nashorn aus der Kuhle emporwurschtelt und zu dem anderen hinlatscht. Eine Begegnung vollzieht sich vor seinem geistigen Auge; eine Begegnung zweier Riesen, die einander aus weiter Ferne erkennen und von den höchsten Berggipfeln einander zurufen (35).

Geisterfahrende Nashörner, die als Riesen auf Bergen herumklettern – dergleichen kommt vom Genever, ich kenne das. Freilich gibt es auch „ernsthafte“ Passagen; vor allem gegen Ende, und man findet eine Darstellung von Schopenhauers Philosophie (96ff.), so elementar und verständlich, daß es eine Lust ist.

Wie vollzieht sich die Entlegendarisierung von Schopenhauers Biographie? Ich glaube, wie folgt: Personen werden nicht begrifflich-abstrakt charakterisiert (oder denunziert; vgl. 148/149) als der oder der bzw. als ein dieser oder ein jener (Beispiele: 116/117) – sie werden mit enormer Anschaulichkeit als sich abstrampelnde, eitle, wütende, fröhliche, einander auf die Nerven fallende; kurzum, als sich menschlich, allzumenschlich benehmende und unter Gefühlen leidende Wesen *beschrieben*. Charakterzüge, Stimmungen, Lebenslagen, auch philosophische Probleme und Gedankengänge, erhellen schlagartig. Und dabei ist es den Herren Bindervoet und Henkes Jacke wie Hose, ob die Situationen, in die sie ihre Helden ma-

növrieren, „historisch“ oder fiktiv sind. So endet die berühmte Debatte zwischen Arthur und Johanna Schopenhauer über die Marktchancen der „vierfachen Wurzel“ damit, daß Goethe auf Stelzen ins Zimmer kommt und Mama zuredet, doch etwas netter zu Sohnmann zu sein, denn dieser werde uns allen noch über den Kopf wachsen (wußtest du das, lieber Leser?) (37); so wohnt Schopenhauer einer Theateraufführung von „Die letzten Tage der Menschheit“ bei (einem Stück übrigens, in dem alle Männerrollen von Männern gespielt werden, die als Frauen verkleidet sind – daher die piepsigen Stimmen) und schreit dort herum, ohne daß ihn jemand sieht oder hört (43); so erfährt man viele bislang unbekannt Details über die Auseinandersetzung mit Marquet (74/75); so führt Schopenhauer seinen Hund unangeleint spazieren, denn die Leine braucht er, um Passanten zu verprügeln (118). Und, und, und [...]

Was von den Legendenschreibern immer wieder gelehnet (bestenfalls übersehen) wird, ist die Möglichkeit, daß Schopenhauers (sooo unsympathisches) Verhalten von der Sache her, die es hervorrief, *berechtigt* gewesen sein könnte – nein, es geht ihnen um dessen (vermeintliche) *Ursachen*: Frust, Neid, Mutterhaß, gestörtes Sexleben usw. Hierher gehört natürlich sein Verhältnis zu Hegel (dieser bekommt von den Verfassern durchgängig deftige Watschen; sie seien ihm gegönnt). Die Legendenschreiber, die Schopenhauer, seiner Aversionen gegen Hegel wegen, mit strengem Blick zurechtweisen –

ja was wollen sie denn, wenn dies nicht gestattet ist? Einen Schopenhauer, der Schopenhauer nicht ist, sondern sein Bruder Otto; einen Schopenhauer, all dessen beraubt, was man, menschlich gesehen, an ihm bemerken kann: Langweilig, brav, wohlstandig (79).

Die Verfasser beleuchten den Konflikt Schopenhauer/Hegel aus der Perspektive des ersteren – und sie geben ihm recht! Alles Gemaule der Legendenschreiber über Schopenhauers Sittenwidrigkeiten wird weggeblasen; der Qualm verzieht sich. Schopenhauer habe Hegel schon ganz richtig beurteilt – als einen jämmerlichen Schreiberling und Schwätzer im Staatsdienst, aus dessen Gedankengut (wenn man das so nennen kann) er übrigens den Totalitarismus auftauchen sah (77/78; ein interessanter Gedanke).

Und, und, und [...] – ich möchte noch vielerlei über dieses Buch notieren, aber die mir eingeräumten vier Seiten gehen zur Neige. Allerdings muß nach so viel Lob noch etwas Kritisches kommen (denn sonst ist dies eine schlechte Rezension): Es heißt bei Kant und auch in Schopenhauers Brief an Muhl „Du kannst, denn du sollst“, nicht umgekehrt (60), aber das ist nur eine Kleinigkeit.

Beschließen möchte ich mit einem der wahrsten Sätze in diesem Buch:

Nicht nur wie Menschen denken, ist ein Rätsel, sondern auch, was genau sie denken, wenn sie etwas denken. Und, was sie denken, wird gänzlich rätselhaft, wenn sie etwas zu Papier bringen, worüber sie offenkundig nicht nachgedacht haben (44).

Mit herzlichen Grüßen an die Legendenschreiber.

Die Lektüre dieses Buches war mir ein inneres Missionsfest, aber das Schönste ist: Wie Schopenhauer aus den Szenen und Dialogen ans Licht tritt – genauso habe ich ihn mir immer vorgestellt. Vielleicht muß man ab und zu (oder auch öfter) einen Genever trinken, um gegen die Legendenschreiberei immun zu werden (man verliert den akademischen Bierernst); so haben, neben guten Büchern wie diesem, auch schlechte Gewohnheiten ihren tiefen Sinn.

Joachim Aul, Almelo